

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

1918

Georg Backenköhler [Mit Abb.]



Georg Bakenföhler.



Georg Backenföhler

Lehrer, Leutnant der Reserve, Inhaber des E. R. II. und Fr.-U.-R. II., Sohn des Postsekretärs Backenföhler in Varel, geboren am 9. Februar 1895 in Oldenburg, erlangte an der Realschule zu Varel die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst, besuchte dann drei Jahre das Seminar in Oldenburg und wurde als Lehrer in Huntlosen angestellt. Nach Ausbruch des Krieges trat er als Freiwilliger beim Inf.-Regt. 91 ein und wurde darauf in das Reserve-Inf.-Regt. 216 eingestellt. Er nahm an den Kämpfen gegen die Engländer bei Staden, Merkem und Bigschoote teil und wurde am 22. Oktober 1914 durch Lungenschuß verwundet. Nachdem er 5 Monate im Lazarett behandelt worden war, wurde er gesund geschrieben und zum Ersatztruppenteil in Hamburg entlassen. Da hier Mannschaften zum Abmarsch ins Feld bereit standen, so stellte er sich freiwillig in Reih und Glied für einen Landwehrmann, um der Frau und sechs Kindern den Ernährer zu erhalten. So kam er zum Inf.-Regt. 135, das in den Argonnen südlich Varennes in Stellung lag. Am 22. April 1915 durch drei Granatsplitter wieder kampfunfähig gemacht, mußte er zu seinem Leidwesen wieder ins Lazarett. Zunächst kam er im Lazarettzug nach Ulm und später in das Reservelazarett in Varel. Nach 9 Monaten wiederhergestellt, meldete er sich beim Ersatzbataillon 135 in Düsseldorf und kam von hier aus zu seiner Ausbildung als Offizier ins Sennelager. Die Stellungskämpfe und Schlachten in den Argonnen und in der Champagne, insbesondere am Hochberg, brachten ihm die Beförderung zum Offizier, die am 5. Juli 1915 erfolgte. Von nun an fand er als Nachrichten- und Grabenbauoffizier Beschäftigung, bis er am 8. November 1917 den Heldentod fand. Nach der Aufbahrung in der Kirche von St. Morell südlich von Bouziers wurde er unter großer Beteiligung des Offizierkorps am 11. November auf dem dortigen Ehrenfriedhof feierlich beigesetzt. Sein Bataillonsführer schrieb an den Vater: „Unsere Trauer ist groß, jeder schätzte Ihren prächtigen, lebensmutigen Sohn wegen seiner menschlichen und soldatischen Eigenschaften. Er war ein Muster der Pflichterfüllung und starb als Held. Fast täglich saßen wir nach getaner Arbeit im Unterstand zusammen, sprachen von Zukunft und Heimat, immer hatte ich meine Freude an dem aufrechten, ehrlichen, klaren Charakter dieses feinfühligten Kameraden, für den seine Leute durchs Feuer gingen.“

Feldpostbriefe.

Oktober 1914.

Liebe Eltern!

Jeden Morgen geben wir armen Schlucker der Verwunderung Ausdruck, daß wir noch leben. Rund um uns werden die Leute durch die feindliche Artillerie



dahingemäht. Unsere Kompagnie ist mit der 11. zusammengeworfen, besteht aber als 5. weiter. Von unserem Regiment sind noch 2 schwache Bataillone da, man sagt, 700 Mann. Wir verschanzen uns jetzt, um einem feindlichen Durchbruch zu wehren. Es muß eine fürchterliche Schlacht sein, die der Entscheidung entgegenwächst, 1½ Wochen wird schon gefochten, mit großer Zähigkeit unter großen Verlusten. Es heißt, daß der Feind umzingelt sei, doch erfahren wir ja nichts. Alle 24 Stunden wird die Kompagnie noch weiter ins Gelände hineingeschoben, das die Franzosen mit ihrem Höllenseuer überschütten. Alle Tage müssen wir eine mehrstündige Kanonade ausstehen. Das ist immer ein besonderes Vergnügen, wenn in einer Entfernung von 1—2 m die Brandgranaten krepieren, wenn die Schrapnellkugeln und Splitter tausend und zischend über das Feld hageln. Aber das ist Krieg. Und dann die Verpflegung: vor 12 Tagen das letzte Brot, vor 4 der letzte Schluck Wasser. Mit der Zeit sind wir ziemlich abgehärtet und gleichgültig geworden.

Dienstag morgen.¹⁾

Wir mußten aus dem Graben heraus, vor uns lag ein Dorf, das sollten wir nehmen. Unter dem fürchterlichsten Geschützfeuer gingen wir in losen Schützengruppen vor, das Dorf nahmen wir; die Einwohner, die noch da waren und auf uns geschossen hatten, wurden sofort erschossen, die Häuser angesteckt. Die Kirche ist leer, der Hauptmann steigt mit 3 Leuten auf den Turm bis zur Höhe der Uhr und bringt dort ein dreifaches Hurra aus. Mit einem Male wird er beschossen, und zwar aus den Loken, die ganz oben im Turm sind, und von einer Scheune aus; sie flammt bald darauf auf, ich reiße noch eine Tür auf, etwa 20 Stück Vieh stehen darin, ich will andere zu Hilfe rufen, aber die sind schon weiter gestürmt, da versuche ich mit meinem Taschenmesser die armen Tiere loszuschneiden, die Decke droht einzubrechen, ich muß hinaus. Bald darauf ziehen wir uns aus dem Dorfe zurück, unsere Artillerie beschießt das Dorf und den Turm. Wir durchsuchen noch die letzten Häuser, und dann geht es weiter. Überall haben wir englische Schützengräben, die einfach wunderbar gebaut und gesichert sind; sie haben auch Zeit zum Bauen, wir nicht. Auf dem Weitermarsche werden wir von allen Häusern aus beschossen, eine Stunde darauf steht alles in Flammen, das Feuer lodert zum Himmel und färbt ihn weithin blutrot. Wie wird den Menschen ums Herz sein, wenn sie bei ihrer Rückkehr nur noch die Asche ihres Eigentums vorfinden? Am folgenden Tage hatten wir unheimliches Artilleriefeuer, wir waren Reserve, und mancher blieb auf dem Platze. Am Donnerstag²⁾ sollten wir 216er angreifen, zu unserer Rechten standen die 215er; außerdem war das ganze Armeekorps mobil. Wir stürmten vor, die feindliche Infanterie,

¹⁾ 20. Oktober 1914.

²⁾ 22. 10. 1914.

die wir bisher kaum kennengelernt hatten, feuerte heftig, dazu sausten die Granaten und Schrapnells schrecklich um uns. Wir erreichten eine Anhöhe, die mit Rüben bestellt war, und mußten nun bergab auf den Feind losgehen. Darauf empfing uns ein wahnsinniges Feuer. Niemals regnet oder hagelt es so dick, wie hier die Kugeln uns umsausten. Dazu begannen die Geschütze wild auf uns zu feuern, und 6 Maschinengewehre bestrichen das Feld. Wie Frösche haben wir den Leib an den Boden gedrückt und das Gesicht in die Erde gepreßt. Um uns sauste und zischte der Tod. So unheimlich die Sache war, so unheimlich schnell stumpft man dagegen ab, es ist einem ziemlich gleichgültig, ob man eins abbekommt oder nicht. Man wünscht manchmal sogar, daß man eins wegstreift, damit die Geschichte aufhört. Ich habe, während wir in Deckung gepreßt waren, beinahe fest geschlafen, wir waren ja auch zu müde, in der ganzen Woche keine Nacht Schlaf. Aber „Vorwärts“ heißt es, der Major stürmt vor, der Oberst gleichfalls, die Leute mögen nicht so recht, da wird der Major wild: „Es soll alles vor!“ So springt alles im Sturm vor, obwohl es Wahnsinn ist, und da hat der Tod seine Ernte gehalten. Hier fällt einer lautlos zu Boden, dort schreit einer laut auf, stöhnend bricht der eine zusammen, der andere jammert und fleht um Hilfe, der eine flucht, der andere klagt, überall strömt das frischrote Blut auf den Rübenacker, alle drei Schritte Verletzte oder Tote. Aber es ist keine Zeit weiter — vorwärts! Das Seitengewehr pflanzt auf! Marsch, marsch! Wieder springt auf, wer noch kann, viele fallen im nächsten Augenblick wieder nieder. Der Major erhält einen Beinstreifschuß, er schleppt sich kriechend weiter, vor den Hecken und Stacheldrahtzäunen häufen sich die Verwundeten und Toten. Wir kommen an ein Gebüsch, vor dem ziemlich tief mit hohen Ufern ein Bach fließt. Die Kugeln zischen, die Schrapnells sausen überall auseinander. Drum hinein! Bis an den Bauch stehen wir im Wasser. Der Oberst¹⁾ klimmt sofort am anderen Ufer wieder hoch, er zieht den Revolver, um auf den nahen Feind zu feuern, da sinkt er zurück in die Arme seines Hintermannes, legt sich auf die Seite und ist weg. Allmählich kommen mehr, wieder wird die Wehr erklimmen, es wird gefeuert, eine Kugel schlägt auf ein Bajonett, prallt ab und geht einem in der Nähe Feuernden als Querschläger beim linken Auge in den Kopf, er fällt von oben in den Bach. Da haben wir den Angriff aufgegeben. Von 4—10 haben wir bis an den Bauch im Wasser gestanden, bekamen zuletzt noch Flankenfeuer von eigenen Truppen, und da sind wir in der Nacht, als der Feind schwieg, herausgeklettert. Das waren die Reste von 3 Regimentern, nicht der 3. Teil war da. Von unserem Regiment hatten wir im ganzen 2 Züge, von der Kompagnie noch etwa 20 Mann. Wir zogen auf ein brennendes Dorf zu, nachdem

¹⁾ von Grothe, „der ruhmreiche Kommandeur“, fiel im Sturm auf das Dorf Manglelaare am 22. Oktober. Der Große Krieg in Einzeldarstellungen, Heft 10, S. 35.

wir vorher noch die in der Nähe liegenden verwundeten Kameraden zurecht gelegt hatten, zwei Seminaristen waren dabei, einer mit Querschläger im Bauch, der andere mit 4 Schüssen. In dem Dorfe war Stroh ausgebreitet worden, auf das wir die nächsten Verwundeten gebettet haben, ein schauerliches Bild inmitten des brennenden Dorfes. Kaum waren wir da, so begannen die Engländer ein mörderisches Feuer auf uns. Wir hatten ja keine Verschanzungen, drum im Sturm mit den Jägern zusammen auf das Pack los. Zwei Stunden haben wir gelegen, eine Zeit lang in einem Graben, während über uns sowohl deutsche als feindliche Kugeln pfliffen. Es half aber nichts, wir mußten zurück, wir hatten ja keinen Führer mehr, wir gaben das Schlachtfeld, das wir so teuer erkaufte hatten, mit unseren verletzten Kameraden preis. Wir stießen auf das Regiment 211, dem schlossen wir uns an, aber am Morgen mußten wir abermals unsere Stellung räumen, dem Feuer vermochten wir nicht standzuhalten. Wären wir geblieben, so wären wir in Gefangenschaft geraten. Vollständig versprengt, sind wir in kleinen Haufen umhergeirrt, abends war wieder eine größere Zahl zusammen. Jetzt sollten wir wieder vor, wir haben englische Schützengräben gestürmt, einige Gefangene gemacht, aber weiter ging's auch nicht. Die Truppen, aus allen Regimentern zusammengewürfelt, hatten keinen Halt, wir irrten wieder einzeln umher, während das feindliche Fußvolk die Ebene bestrich. Auf dem Verbandplatz hatte sich inzwischen allerhand eingefunden. Wir hatten jetzt wohl alles zusammen, was noch da war, wir 216er konnten noch 3 Kompagnien zusammenbringen, jedes Bataillon eine Kompagnie, Offiziere gab es fast überhaupt nicht. Von unserem Regiment ist noch ein Hauptmann da und ein paar Offizierstellvertreter, alles andere ist dahin. Sonnabend morgen gingen wir unter ziemlichen Verlusten vor und haben uns jetzt 400 m vom Feinde notdürftig verschanzt. Es hat auch keiner Lust, etwas zu tun; wenn's trifft, dann trifft's, es ist ja doch einerlei. Gestern abend oder gestern nacht sind wir ganz unerwartet bombardiert worden. So etwas gibt es auf der Erde nicht wieder, die Granaten schlugen so zahlreich ein wie ein heftiges Gewehrfeuer. Die Erde hat gezittert wie die Blätter eines Baumes im Winde. Zweige und Sand regneten auf uns herab, wir waren fast betäubt von den Explosionsgasen. Es war unheimlich. Da haben wir nun wieder Sonntag, ein herrlicher Herbsttag, die Sonne scheint so strahlend auf die Erde wie sonst an schönen Friedenstag. Und da liegen wir als Posten im Schützengraben, in dem wir wohl für immer bleiben werden; denn auf Entsatz können wir nicht rechnen. Wenn der Feind will, dann sind wir in jedem Augenblick kaputt. Vorigen Sonntag haben wir das letzte Brot erhalten, Montag den letzten Kaffee, wir leben von Rüben und Obst, sonst gibt es nicht viel, meistens bekommen wir auch kein Wasser, Waschen ist ein Luxus, den man nur dem Namen nach kennt. Na, wir halten's aber schon noch aus, soweit wir aushalten müssen. Und wenn's

dann nächstens heißt: in's Gras zu beißen, dann ist nichts daran zu ändern. Das ist ja Krieg. So, nun zum Schluß herzliche Grüße an alle, und lebt wohl.

Georg.

25. 10. 1914. Sonntag.

Den Krieg kennen wir, die wir hier im Kampfe stehen, nur wir, und es ist gut, daß ihn nicht alle Menschen kennen, nicht zu kennen brauchen, sie würden den Jammer, das Grauenhafte, den Schrecken und das Scheußliche wohl kaum ertragen. Man möchte manchmal schreien, wenn man denkt, wie gebildete Völker aufeinander losgehen. Wenn es nur eine Sünde gibt, so heißt sie Krieg. Was wir in der letzten Nacht durchgemacht haben, das ist kein Krieg mehr, so fürchterlich kann selbst die Hölle nicht sein, und es ist ein Wunder, das man kaum begreifen kann, daß ich noch nicht gefallen bin. Doch der nächste Tag kann ja bringen, was heute nicht kommt, und deshalb schreibe ich jetzt noch.

1. 11. 1914. Sonntag.

Man spricht von Höllenmusik; wenn die Granaten und Schrapnells die nicht machen, dann gibt es keine. Ganz in der Ferne, inmitten dieses häßlichen und scheußlichen Kriegsgetöses höre ich gerade friedlich wie sonst die Glocke eines Turmes läuten; der Friede mitten im Kriege. Es ist also doch wohl schon Sonntag. —

30. 10. 14.

Liebe Eltern!

Heute morgen habe ich einen Schuß in den Rücken bekommen. Wie schlimm die Sache ist, und wohin ich gebracht werde, kann ich nicht schreiben. Lebt wohl!

Somburg, 29. 3. 15.

Schickt nur nicht übermäßig viel. Ich komme mit ganz wenigem aus, kann alles vertragen, und eine hübsche Blume ist mir oft lieber als irgend etwas, was dem Schnabel so wohlzutut. Außerdem muß doch der Unterschied zwischen Krieg und Frieden gewahrt bleiben. Wenn den Soldaten nichts fehlt, dann haben sie auch kein positives Interesse daran, daß der Krieg aufhört. Zu Hause da kann man stöhnen und schmollen, draußen nimmt man Gutes und Unangenehmes ohne Grübeln so hin, wie es das Schicksal will. Heute hungern wir, morgen leben wir im Überfluß, bald geben wir für das Leben keinen Heller mehr, bald liegen wir friedlich in unsern Löchern, so behaglich wie zu andern Zeiten im Sofa. Das ist Abwechslung, keine so tötende Gleichmäßigkeit. Wie eine Welle so flutet das Leben dahin, und das muß frisch erhalten. Leicht gelebt und leicht gestorben! Und wem es nicht vergönnt ist, leicht und spielend sein Leben zu leben, wer vielmehr mit straffer Charakterfestigkeit das Leben in die gewollten

Bahnen zwingt, der wird es doch auch fertig bringen, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß es gar nichts Besonderes ist, wenn er quittiert. Dann ist doch nichts daran zu machen, man sagt sich einfach: So, jetzt sieht die Sache so aus! Wehklagen nützt nichts, die zerschossenen Knochen haben nichts davon. Ich wehre mich gegen alles, ich habe eine Wut gegen alles, was meine Freiheit einengt, aber in diesem Falle soll man nicht nutzlos seine Kraft vergeuden bei dem Versuch, das Geschehene ungeschehen zu machen, man muß die Vernunft zu ihrem Rechte kommen lassen und das Schwert einstecken.

Champy-bas, 6. 4. 15.

Durch einen glücklichen Zufall gehörte ich mit zu den Leuten, die am 2. Oftertage in Stenay die Kaiserparade mitmachen sollten, 60 Mann von der ganzen starken Kompagnie. Wir sind nach längerem Marsch nicht mehr weit vom Bahnhof Stenay, dann geht's los, alle 10 m ein Doppelposten. Wir kommen wieder über die Maas, deren grüne Fluten über das Geröll der zerstörten Brücke dahinrauschen. Bald kommen wir in die eigentlich wenig beschädigte Stadt, die ganz von Verwaltungskommandos besetzt ist. Die Franzosen sind da, es wimmelt auch von gefangenen Franzosen, die unter Führung von Geistlichen und militärischer Bewachung sich mit Straßenreinigung belustigen. Nun kommt die Hauptsache. Erst noch große Übung im Stillstehen und Vorbeimarsch beim Obersten, dann geht's auf die alten Plätze und — warten — warten — warten. Mit einem Male: Stillgestanden! Augen rechts! Alles steht wie Stein, von vorne hört man Gruß und Gegengruß. Näher kommt es, und dann ist er da, der Kaiser in einfachem Anzuge, rechts die stattliche hohe Gestalt des Kronprinzen mit der hohen Pelzmütze mit großer roter Zunge. „Morgen, Kameraden,“ kurz, mit klarer Stimme werden die Worte herausgebracht, donnernd ertönt der Gegengruß, dann war's vorbei. Das also war der große Mann, auf den sich so viele, viele tausend Menschenherzen vertrauensvoll verlassen, der große ernste Mann mit den eisernen Zügen, den blitzenden, scharfen Augen. Während man noch steht — Bum, bum! — Nicht lange und die Beine fliegen, sie fliegen; je näher man kommt, desto weniger hört und sieht man. Nie ist man mehr Soldat. Dann gleitet ein glühender, prüfender Blick aus fast finsternen grauen Augen an uns vorbei, wir sind vorüber.

Chatel, 23. 4. 1915.

Wie in Erfüllung einer Ahnung bin ich nun wieder verwundet worden: zwei Minensplitter ins Kreuz!

Düsseldorf, 13. 9. 1916.

Daß es diesmal nach Fleury geht, was dasselbe bedeutet wie die Somme, das ist ein persönliches Pech, doch an jenen Stellen braucht man auch Leute;



wer das ist, das ist ganz gleich, alle müssen jetzt heran, alle; denn — das fürchte ich — es setzt ein bitterer Ernst ein. Es ist jetzt ja schon ein ganz anderer Geist, der den Krieg erfüllt. Die Begeisterung, die 1914 die Truppen stürmisch in den Kampf und in den Sieg führte, die hat sich ausgelebt. Sie ist gestorben mit den Kriegern, die sie beseeelte. Man merkt es an dem Geist der Soldaten, daß die Triebkraft, dieser überquellende und nach Betätigung suchende Patriotismus, fehlt; sie haben kein Leben, keinen Mut, kein Feuer mehr, die Freude am Siege sogar erlahmt, weil die lange, unausgesetzte Anstrengung die Kräfte erschaffen läßt. Und doch muß irgend etwas da sein, was ihnen die Kraft gibt, den Kriegsschrecken zu widerstehen, aber leider fehlt es häufig. Ich merke es an mir selbst. Keinem werde ich auf die Nase binden, daß mich die allgemeine Begeisterung für den Krieg wieder hinausbegleitet. Damit ist es vorbei, dem Trommelfeuer, den Sprengungen, Minenangriffen und Handgranatenkämpfen halten keine Nerven mehr stand, da redet nur ein Wahnsinniger von Begeisterung. Aber da setzt eben etwas anderes ein, was mich gerne wieder hinausgehen läßt, und das ist das, was viele nicht kennen: die Pflicht. Es muß gekämpft werden, und dieses Muß wird jetzt so hart zwischen zusammengebissenen Zähnen hervorgepreßt, wie noch niemals in unserer Geschichte. Es geht jetzt nicht nur um unsere Macht, es geht um mehr, um unsere Existenz, um die Existenz eines jeden Beamten, aller selbständigen Leute. Alles wäre vorbei, würden wir wirklich ohnmächtig zu Boden gestreckt. Und dann geht es um die Ehre des Reiches. Uns klopft noch immer das Herz stürmisch in der Brust, wenn wir von den Kriegen und Siegen unserer Vorfahren hören, und wir sollen dereinst von uns erzählen lassen, daß wir es nicht fertig brachten, uns die fremden Kanailen vom Halse zu halten? Das geht nicht, wir müssen, müssen durchhalten, müssen siegen. Das Wort unseres Obersten¹⁾ bei den 216ern gehört auch wieder hierher: „Es ist nicht nötig, daß wir leben, wohl aber, daß wir siegen!“ Vom Siege hängt nicht nur unser, sondern das Schicksal aller kommenden Generationen ab. Und das ist ein anderer Punkt, der mich wieder hinausbringt. Man will ein ehrenhafter Mensch sein, will mit Stolz bekennen können, daß man ein Deutscher ist. Dann soll man auch was dafür tun. Jetzt gilt es, alle Kraft zusammenzufassen und die Angst vor dem bißchen Sterben zu verschrecken. Es war doch selbstverständlich ausgeschlossen, daß ich irgend einen Druckposten bezog, bevor ich wieder draußen war. Ich denke an einen, der sich in die Sicherheit Wilhelmshavens zurückzog. Das erschiene mir als Feigheit, und ich halte es denn doch lieber mit den Alten, die ihre Söhne lieber auf dem Schild als ohne Schild aus dem Kampfe zurückkommen sahen. Hoffentlich gelingt es dem Deutschen Reich, trotz aller Stürme, sich in dem wilden Ringen zu behaupten,

¹⁾ von Grothe, vgl. S. 24.

daß dereinst von uns, die wir heute mit der Waffe dastehen, gesagt werden kann: auch sie waren ihrer Väter wert.

Archiet le Petit, 25. 12. 1916.

Aus den Briefen und allem, was ich in der letzten Zeit, der Weihnachtszeit, die man sich ja kaum fern von daheim denken kann, erhalten habe, ist soviel Liebes, Trautes und Heimisches auf mich eingestürmt, daß mir ganz eigen zu Mute ist, und ich habe dann erst recht gefühlt, wie tief der Krieg doch auch in unser Zusammenleben eingeschnitten hat. Im ersten Augenblick möchte man da alles in die Ecke werfen und allen Mut und Willen zum Aushalten fallen lassen, so gleichgültig ist einem alles, weil man herausgerissen ist aus dem Kreise, in dem allein man glücklich leben und sich wohl fühlen kann. Doppelt öde und grau erscheint einem alles, jede Entbehrung wird fühlbar, das Unwirkliche, Unheimische, Häßliche, Schmutzige, Gemeine und Grausame, das man überall sieht und fühlt, widert einen an, stößt einen ab; denn vor den Augen des Geistes ziehen die Bilder vorüber von dem, was man daheim weiß. Doch dann wird's auch wieder anders. Wenn ich an Euch Lieben denke, dann bin ich doch glücklich, daß wenigstens Ihr nicht unmittelbar mit dem Kriege und seinen Schrecknissen in Berührung kommt, und es ergreift mich wie Stolz, daß ich für das Heim und den Herd, an dem ich glückliche Jahre verträumt habe, eintreten kann; denn es muß doch jedes Haus beitragen zum Schutze des Vaterlandes, ohne das niemand leben kann und mag und will. Und nur so wird man sich so recht wohl fühlen im trauten Kreise der Seinen, wenn einem die Rückkehr, von der man oft und gerade in den Weihnachtstagen in stillen Stunden träumt, beschert werden sollte. Damit rechnet man, diese Hoffnung, die einem überhaupt den ganzen Halt gibt, läßt man nicht sinken, an ein anderes denkt man gar nicht, man muß ja doch wieder heim. Wenn einmal die Kriegswellen über einem zusammenschlagen und man glaubt, untergehen oder zusammenbrechen zu müssen, dann hält einen immer wieder der Gedanke an daheim aufrecht, und das Bewußtsein, daß Eure Gedanken zu mir herüberkommen und mich aufsuchen. Und umgekehrt ist es auch. Während das Feuer der Batterien den Boden zittern läßt und von der Erschütterung überall irgend welche Gegenstände klirren, während man jeden Augenblick unwillkürlich aufmerkt auf die schweren Granaten, die gerade jetzt auf das Nest herabhageln und ich ohne jede Deckung in einer der wenigen noch wohnbaren Stuben sitze, während die meisten der anderen in die Stollen gezogen sind, fliegen meine Gedanken zu Euch hinüber. Das fällt ihnen leichter, als wenn Ihr mich besuchen wollt; denn mir ist der Weg zu Euch ja bekannt, und wie alte Bekannte grüßen mich Eure Augen, die Stube mit dem Tannenbaum an gewohnter Stelle mit seinem lieben bekannten Schmuck, die Straßen grüßen, die Stadt im Nebel und Dämmerlicht des Dezemberabends und das ganze liebe Land der Heimat. Ihr sucht ja nur mich in der Ferne; und daß

Ihr vieles andere nicht seht, das ist nur gut. Vielleicht kann ich Euch in späteren Friedenszeiten, wenn wir im Abenddämmerlicht, wie sonst so oft in der Stube zusammensitzen, von diesen Tagen erzählen.

26. 5. 1917.

Meine lieben Eltern!

Ihr habt aus dem Bericht vom 21. gelesen, daß bei uns am 20. der Franzmann angriff. Mehr des Grauens läßt sich nicht denken. Ich bediente zunächst das Maschinengewehr und habe in die dichten Massen von der Flanke gefeuert. Mehr als 50 Tote lagen am folgenden Tage noch da. Dann kam der Feind in den Graben und rollte uns auf. Mit 4 Mann, die wie ich von der 3. Kompagnie gekommen waren, haben wir uns verteidigt und ihn zurückgeworfen. Von 72 Mann waren abends noch 22 da, als einziger Führer ich. Jetzt bin ich wieder unten, bin nicht verwundet, von den Quetschungen und Beulen abgesehen, aber ich bin innerlich ganz kaputt, und möchte mich am liebsten krank melden. Aber das geht nicht, ich bin jetzt Bize und kann vielleicht in 6 Wochen Leutnant sein.

Höhlenburg, 16./17. 9. 17.

Liebe Eltern!

Jetzt stehe ich schon wieder mitten drin im einförmigen Getriebe des ereignislosen Stellungskrieges. Fast täglich eine Sprengung, sonst nur noch kurze Feuerüberfälle, das ist alles, und man nimmt dergleichen mit solcher Selbstverständlichkeit und solchem Gleichmut entgegen, als man sonst wohl ein Stück Brot nach dem andern in den Rachen schiebt und ohne besondere Gedanken zerkaut und verdaut. Dienst mache ich eigentlich nur allnächtlich 3 Stunden. Zunächst hat man meist sternklare tiefe Nacht, dann kommen aber die dichten Nebel langsam den Berg hinaufgetrohen und ziehen gespensterartig durch Gräben und Sprengtrichter. Dann blißen Leuchtkugeln auf; es gilt, in den kurzen, hellen Augenblicken gespannt auszuschaun. Darauf ist wieder alles dunkle Nacht! Wenn die Arbeitstrupps ihre Arbeit erledigt haben, herrscht tiefe Ruhe. Schwach sieht man nur aus Richtung Verdun das Aufblißen der Geschütze. Aber man hört nichts, nur den eigenen Schritt im Graben oder den eigenen Atem oder von der anderen Seite den Anruf eines französischen Postens, dem die kalte Nacht nicht behagen mag. Vor ein paar Nächten war es allerdings auf der anderen Seite des Sprengtrichters ziemlich lebhaft. Die Schangel mußten auch schanzen; und weil sie das ärgerte, schimpften sie unverschämt laut. Dem machte ich ein Ende. Obwohl es sonst hier Brauch ist, daß nicht mit der Flinte geschossen wird, wenn wir einen Franzmann oder der Franzmann einen von uns sieht, so konnte ich mir doch nicht helfen, eingedenk des Umstandes, daß ich schon zweimal mit blutendem Fell abziehen mußte. Man konnte sehr gut die Umrisse einzelner Kerle sehen, die die Schießscharten umbauten. Den ersten besten nahm ich mir vor — pättsch!

— Dann war es drüben die ganze Nacht ruhig. Wir haben hier sehr gute Vorrichtungen, die selbst in dunkler Nacht ein sicheres Schießen ermöglichen. Es wird ein Leuchttorn auf die Flinte gesteckt und dazu ein Leuchtwisier. Damit gibt es auf 200 m Fleckschuß, und auf nähere Entfernung kann man für den Schuß garantieren, wenn man nur ganz schwach die Umrisse der Brustscheibe oder des Schanzelkopfes sieht. Eine andere Neuerung, die eingeführt wird, sind die Panzer, die Brust und Leib gegen Splitter und Kugeln mit geringer Durchschlagkraft schützen. Jeder Mann wird so ein Ding bekommen. Wenn man das sieht, dann weiß man doch gleich, wo die Geldmassen, die die Kriegsanleihen zusammenbringen, bleiben, und die Leute müssen auch allmählich zu der Einsicht kommen, daß alles nur irgend mögliche vom Reich getan wird, um sie zu schützen und ihnen den Krieg bis zu einem gewissen Grade erträglich zu machen. Ich hoffe, daß es Euch allen recht gut geht, und bleibe mit vielen herzlichen Grüßen
Euer Georg.





Hermann Viebel.